

GLOBALISIERUNG UND ETHNIZITÄT

I.

Die Globalisierung ist im Laufe des letzten Jahrzehntes zu einer Art Losung und Gegenstand sowohl enthusiastischer Schwärmerei, als auch sorgenvoller Befürchtungen geworden. Es fehlte jedoch nicht an wichtigen Versuchen der Analyse jener Prozesse, die durch diesen Begriff bezeichnet werden, ihrer vielfältigen Aspekte und deren positiven und negativen Konsequenzen. Die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler hat sich hauptsächlich auf die Ausformung und die Mechanismen einer globalen Wirtschaft gerichtet, die sich zunehmend der Kontrolle der Staaten entzieht und deren Wirtschaftspolitik bedingt. So wurde der Akzent auf solche Phänomene wie den industriellen Zusammenschluss von Unternehmen verschiedener Länder einerseits gesetzt – man denke an die Übernahme von Mannesmann durch Vodafone und die Allianz zwischen General Motors und Fiat als Beispiele aus jüngster Zeit – sowie auf die Möglichkeit der großen multinationalen Konzerne, ihre Anlagen in die Länder zu verlegen, in denen die Verfügbarkeit an billigen Arbeitskräften und günstigste steuerliche Bedingungen gewährleistet sind. Ein weiterer Akzent wurde auf eine steigende Arbeitslosigkeit nicht mehr konjunkturellen, sondern strukturellen Charakters in den fortschrittlichen Industrieländern gesetzt, welche mit der wachsenden Ansuche um soziale Versorgung einhergeht, der von den öffentlichen Institutionen anscheinend nicht nachgekommen werden kann. Globale Wirtschaft, technischer Fortschritt, Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung, Abnahme der Kontrollkapazität des Staates hinsichtlich der Verteilungsmechanismen und Krise des *welfare state* sind nur einige – wenn auch vermutlich die wichtigsten – Dimensionen eines Prozesses, in dem die globale Wirtschaft und die

Umwandlung der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Politik eng miteinander verflochten zu sein scheinen.

Diese Dimensionen finden sich in allen Gebieten der Erde wieder, die von der Globalisierung betroffen sind. Ihre Konsequenzen stellen sich jedoch in sehr unterschiedlicher Form dar. In den Vereinigten Staaten hat die Solidarität zwischen dem nationalen Interesse einer Supermacht, die als Siegerin aus dem „Kalten Krieg“ hervorgegangen ist, und den Interessen der großen Konzerne das Emporkommen der globalen Wirtschaft begünstigt, indem sie eine beispiellose Entwicklung angespornt hat, Urheberin gleichzeitig neuer Beschäftigung und sozioökonomischer Mobilität. Nicht nur das Schreckbild der Krise von '29, sondern auch die Wirtschaftspolitik des *New Deal* sind heute nur noch Erinnerungen an längst Vergangenes. Ganz anders war dagegen der Einfluss der globalen Wirtschaft innerhalb des europäischen Kontextes, wo das Niveau der Einkommen und des Konsums durch die Verteilungsmechanismen des *welfare state* für ein halbes Jahrhundert gesichert war, die ihrerseits durch eine steigende Steuerabschöpfung und durch eine aktive Intervention des Staates in das Wirtschaftsleben ermöglicht wurden. Hier scheinen sich die Erfordernisse der globalen Wirtschaft der Regulierungsfunktion des Staates entgegenzustellen und zwingen ihn, gleichzeitig die Steuerabschöpfungen, die Dienstleistungen an die Bürger und die Unterstützung in der Beschäftigungspolitik zu verringern. Das Fehlen einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik stellt ein weiteres Element der Schwächung der europäischen Staaten und der öffentlichen Institutionen im Allgemeinen dar, von den lokalen bis zu den Institutionen der Europäischen Union. Anderswo, vor allem im Bereich des Pazifik, aber auch auf dem indischen Subkontinent bringt die globale Wirtschaft, die die Lokalisierung von Unternehmen und Anlagen begünstigt, neue Entwicklungsmöglichkeiten mit sich, welche jedoch mit den beständig wachsenden demographischen Zuwachsraten einiger Länder und einer unkontrollierten Verstädterung zusammenprallen. Im Gegensatz dazu bleibt Afrika, abgesehen von seinem südlichen Teil,

außerhalb oder allenfalls am Rande der globalen Wirtschaft als Opfer einer anhaltenden Misere ohne Ausweg.

Aber die Globalisierung ist nicht nur ein Zusammenspiel ökonomischer Prozesse oder die Verflechtung ökonomischer und politischer Prozesse. Unter diesem Begriff sind auch andere, nicht weniger wichtige Phänomene zu verstehen, angefangen von der Schnelligkeit der Verbreitung von Erfindungen und kulturellen Produkten im Allgemeinen bis zur Intensivierung des Informationsflusses. Die Möglichkeit der Delokalisierung und Relokalisierung der Produktionsanlagen selbst bedingt einen zunehmenden Verlust der Wichtigkeit des Raumes. Die Distanzen haben sich verkürzt, Menschen und Dinge können von einem Land ins andere, von einem Kontinent zum anderen bewegt werden; mit anderen Worten, die Welt ist kleiner geworden. Aber auch die Zeit hat sich in gewisser Weise verkürzt: die Informationen bewegen sich nun – wie es heißt – „in der realen Zeit“ und der gesamte Globus (oder zumindest ein großer Teil) ist in ein dichtes Kommunikationsnetz eingehüllt. Der Verkürzung der Distanzen steht eine wachsende Interdependenz gegenüber: Das, was in einem beliebigen Teil der Erde geschieht, hat oder kann eine auch unmittelbare Rückwirkung, oder gegebenenfalls direkte oder indirekte Konsequenzen in fernen Ländern, in anderen Kontinenten, haben. Die Grenzen zwischen den Staaten oder die geophysikalischen Barrieren bieten keinen Schutz mehr nach außen, weder in Bezug auf die vom Menschen verursachte Umgestaltung der Umwelt, noch hinsichtlich der Auswirkungen von Katastrophen: Ulrich Beck hat richtig die enge Beziehung zwischen Globalisierung und Risiko betont, die eine weltweite Risikogesellschaft ins Leben gerufen hat, in der die Schemata und Instrumente im Schwinden begriffen sind, welche traditionellerweise die Verteidigung der Gesellschaften, insbesondere der höher entwickelten, gegenüber externen Bedrohungen ermöglichten.

Bedeutet die Tatsache, dass sich die Distanzen verkürzt haben, dass Raum und Zeit ihre Tragweite verloren haben, die sie noch vor einem halben Jahrhundert hatten, dass die Welt

kleiner geworden ist und dass die Interdependenz zwischen den Erdteilen enorm zugenommen hat – bedeutet es, dass ein Prozess der Annäherung und der Assimilation der Gesellschaften im Gange ist? Dies mag auf den ersten Blick so erscheinen: Es schreitet nicht nur die Uniformierung der Konsumgewohnheiten, sondern auch der Verhaltensweisen voran, das, was man den Prozess der McDonaldisierung genannt hat. Auch fühlen sich die Menschen, insbesondere die Jugendlichen, immer mehr in den Städten und Ländern zuhause, die von ihren Geburtsstätten oder Wohnorten verschieden sind. Und dennoch bringen diese Prozesse keineswegs einen Verlust der kulturellen Identität der Gesellschaften und der ihnen angehörenden Individuen mit sich; sie bedeuten allenfalls eine Neudefinition der Identitäten. Globalisierung heißt nicht, dass die Welt homogener geworden ist oder wird. Im Gegenteil – wie deutlich gemacht werden soll – unterhalb dieser Prozesse wirken traditionelle Differenzierungsfaktoren weiter, Faktoren, die uns zeitlich eben zu den Wurzeln der modernen Gesellschaft zurückversetzen.

II.

Nach einem halben Jahrhundert seit der Niederlage der totalitären Regime faschistischer Ausprägung hat das Ende des Kommunismus auch den Untergang einer Epoche bedeutet, in der die ideologischen Spaltungen eine entscheidende Wichtigkeit hinsichtlich der Beziehungen zwischen den Staaten und innerhalb der nationalen Gesellschaften besaßen. Dem entspricht das Auftauchen – oder eher das Wiederauftauchen – anderer Formen der Spaltung, nämlich in erster Linie der kulturellen Formen. Samuel P. Huntington hat jüngst in einem ausführlich diskutierten und auch kritisierten Buch ein Welt-szenario beschrieben, das nicht mehr durch die Auseinandersetzung zwischen Nationen (oder ideologischen Blöcken), sondern durch den Kampf zwischen Zivilisationen gekennzeichnet ist sowie durch die Möglichkeit latenter oder auch offener Konflikte zwischen Staaten oder Staatengruppen, die verschiedenen Zivilisationen angehören. Nach Huntington sind

die universalistischen Ansprüche der europäischen Kultur – oder besser, der westlichen Kultur – dazu bestimmt, mit den Lebensanschauungen anderer Zivilisationen aufeinanderzuprallen, die, obwohl sie die Techniken westlicher Herkunft annehmen und verwenden, dennoch ihren traditionellen Überzeugungen und Sitten treu bleiben wollen. Aber schon unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg hatte Arnold J. Toynbee beobachtet, dass der Prozess der Okzidentalisation vor allem in der Annahme der westlichen Technologie bestand und dass diese nicht mit der Übernahme der kulturellen Modelle des Westens einherging: Im Gegenteil, die „Herausforderung“ durch die ökonomische (und zu jener Zeit auch politische) Vorherrschaft des Westens war dazu bestimmt, in anderen, vor allem in den asiatischen Zivilisationen, Ablehnungsreaktionen sowie eine Konkurrenzhaltung hervorzurufen. Nach einem halben Jahrhundert scheint die Diagnose Toynbees durch die Tatsachen weitgehend bestätigt zu sein. In einer nicht mehr bipolaren, sondern multipolaren Welt ist die Hegemonie des Westens nicht mehr unangefochten, wenn auch die amerikanische Supermacht weiterhin danach strebt, eine „imperialistische“ Politik zu führen; und viele Gebiete der Erde, so sehr sie auch in den Prozess der Globalisierung einbezogen sind, machen ihre Autonomie gegenüber den wirtschaftlichen und politischen Interessen des Westens aufs Neue geltend. Im Zuge dieser Forderungen spielen Solidaritätsbände eine wichtige Rolle, die keinen ideologischen Charakter tragen, sondern eng mit der Zugehörigkeit zu derselben Zivilisation verbunden sind.

Der Prozess der Modernisierung vollzieht sich zwar in allen Teilen der Erde, hat jedoch verschiedene Wege eingeschlagen. Einer dieser Wege besteht in der Ablehnung der westlichen „Modernität“, das heißt in der Ablehnung der wissenschaftlichen und technischen Rationalität, die die moderne europäische Zivilisation mit sich gebracht und in die anderen Kontinente exportiert hat. Mit dem politischen Multipolarismus geht die Tendenz einher, eine aus der Tradition hervorgegangene kulturelle Identität geltend zu machen, innerhalb derer die Religion eine entscheidende Rolle spielt. Während im

Laufe des 20. Jahrhunderts die Religion häufig auf eine innerliche, ganz private Angelegenheit reduziert zu sein und die durch eine säkularisierte Kultur hervorgebrachten Ideologien den religiösen Glauben zu ersetzen schienen, ist heute eher ein umgekehrter Prozess zu beobachten: Es sind die Religionen, die die Bedürfnisse einer andersartigen sozialen Ordnung verkörpern und zum Ausdruck bringen. Die globalisierte Welt ist daher eine multikulturelle Welt, die auf der Existenz und dem Wettstreit heterogener Zivilisationen beruht. Die Bruchlinie zwischen der westlichen Welt und anderen Zivilisationen scheint hauptsächlich durch den Unterschied zwischen einer Kultur gekennzeichnet zu sein, die in den verschiedenen Lebensbereichen schrittweise ihre Autonomie gegenüber dem religiösen Glauben erlangt hat, und denjenigen Zivilisationen, die sich eine traditionelle religiöse Grundlage bewahrt haben oder im Begriff sind, sie wiederzuerlangen.

Aber die kulturelle Vielfalt (und die darin enthaltene „Rückkehr zum Heiligen“ als wichtiger Aspekt) ist nicht nur ein Kennzeichen der aktuellen Weltlage; sie ist ebenso ein innerhalb der einzelnen Gesellschaften wirkender Faktor, der sich vom Westen her geltend macht. Seine Integrationsfähigkeit erscheint heute im Vergleich zur jüngeren Vergangenheit vermindert. Die Vereinigten Staaten sind nicht mehr der *melting pot*, der die Aufnahme von Immigranten aus Europa früher in starkem Maße zuließ und diese in eine Kultur mit angelsächsischen und protestantischen Wurzeln integrierte. Die aus den lateinamerikanischen Ländern stammenden „Hispanier“, die chinesischen Gemeinschaften der westlichen Küste und in noch größerem Maße die islamischen Gemeinschaften fordern ihre kulturelle Identität zurück, indem sie die herrschende Kultur und deren Modelle ablehnen. In Kanada hat der Multikulturalismus zu politischen Programmen geführt und ist zur Grundlage der Forderungen nach der politischen Unabhängigkeit Québecs geworden. Aber dieses Phänomen betrifft auch Europa, das von einer Migrationswelle außereuropäischen Ursprungs betroffen ist, die die Umsiedelung von Individuen und Familien von einem europäischen Land ins andere abgelöst hat. Letztere hatte im besonderen die Jahrzehnte unmit-

telbar nach dem Zweiten Weltkrieg gekennzeichnet. Die Immigranten, die in den 50er und 60er Jahren aus den südlichen Regionen Italiens nach Mailand und Turin kamen, um Arbeit zu suchen, waren bereit, die Modelle einer Industriegesellschaft zu übernehmen; sie wurden ja von dem Phänomen der sogenannten „antizipatorischen Sozialisation“ geleitet. Ein ähnlicher Prozess vollzog sich bei den Immigranten, die in den Jahren des Wirtschaftswunders nach Deutschland strömten. Doch dies alles gilt sicherlich nicht für Immigranten aus arabischen oder schwarzafrikanischen Ländern, ebenso wenig wohl für Immigranten aus den Ländern Osteuropas oder den Balkanstaaten. Die Übersiedelung in fortschrittliche Industrieländer geht oft mit der Ablehnung der Anpassung einher, mit dem Kampf um die Bewahrung der traditionellen Kultur und mit der Forderung nach rechtlicher Anerkennung der Sitte und Lebensweisen, die der europäischen Zivilisation nicht nur fremd sind, sondern ihr auch widerstreben. So schickt sich auch Europa an, rasch eine multikulturelle Gesellschaft zu werden und innerkulturelle Konflikte kennen zu lernen, die durch das Fehlen oder den Mangel an Integration verursacht werden.

Innerhalb dieser Prozesse ist die ethnische Komponente oft von entscheidender Bedeutung, wenn man auch nicht selten dazu neigt, sie unterzubewerten oder zu verschweigen. Der Multikulturalismus ist in der Tat das Resultat des Nebeneinanders verschiedener ethnischer Gemeinschaften, deren primordiale Bindungen die Solidarität unter ihren Mitgliedern stützen und tragen. So konfrontieren wir uns mit einem Phänomen, welches das genaue Gegenteil dessen darstellt, was nach Max Weber den Anfang des Rationalisierungsprozesses ermöglichte, nämlich dem Niedergang der Blutsbande der Sippe und dem Entstehen neuer Arten der Bindungen, darunter solcher, die sich aus demselben Glauben oder aus der Zugehörigkeit zu einer weitläufigeren politischen Gemeinschaft herleiten. Während die Industrialisierung zu einer Gleichmachung der Gesellschaften tendiert, wirken andere Prozesse in einem differenzierenden Sinn, und zwar nicht nur zwischen den Gesellschaften, sondern auch innerhalb jeder

einzelnen Gesellschaft, besonders in den fortschrittlichen Industrieländern. Wenn diese auch wahrscheinlich nie völlig homogen waren, verringert sich ihre Homogenität heute sicherlich; und so ist der Anspruch auf kulturelle Identität auch eine Forderung nach der Aufrechterhaltung ethnischer Identität.

Hinter diesen Prozessen steht zweifellos die Schwächung des Nationalstaates, das Schwinden der Übereinstimmung von staatlicher Struktur und nationaler Gemeinschaft. Der Nationalstaat hat in Europa als seinem Ursprungsland die Entwicklung kultureller Modelle für Jahrhunderte gesichert, welche von den *élites* geteilt und dann auf die ganze Bevölkerung ausgeweitet wurden; er hat ermöglicht, dass sich allgemeine Wertvorstellungen herausbilden konnten, auch in Zeiten, in denen der Kampf zwischen den sozialen Klassen am ausgeprägtesten war; er hat den Gebrauch einer gemeinsamen Sprache durchgesetzt, um die lokalen Mundarten allmählich zu verdrängen; er hat eine offizielle Religion unterstützt – wie es besonders in den romanischen Ländern geschehen ist – oder das Nebeneinander verschiedener Religionen ermöglicht. Er hat ebenso eine eigene Mythologie entwickelt, sei es die Mythologie des Volksgeistes oder die des bewaffneten Volkes zur Verteidigung der nationalen Grenzen. Heute jedoch ist der Nationalstaat nicht mehr im Stande, Ähnliches zu vollbringen, und zwar nicht nur aufgrund der Verminderung seiner ökonomischen Kontrollfähigkeit. Das Ende des Zeitalters der Nationalismen, der tragische Ausgang dessen, was „europäischer Bürgerkrieg“ genannt wurde, hat eine Krise hinsichtlich des Wertes des Nationalstaates und derjenigen Mechanismen ausgelöst, die die Treue zu ihm garantierten. Andere Formen der Treue stellen sich an ihre Seite oder ersetzen sie: Die Treue zu umfassenderen Gemeinschaften, zur gemeinsamen europäischen (oder genauer gesagt westlichen) Zivilisation oder zu engeren Gemeinschaften regionalen oder bloß lokalen Charakters. Die nationale Gemeinschaft ist nicht mehr der ausschließliche oder hauptsächliche Beziehungspunkt; und der Staat ist nicht länger deren legitimer Vertreter. Die mittlere Ebene zwischen Zivilisation und Stadt, die bis zur Mitte des

20. Jahrhunderts durch den Nationalstaat und seine Kultur repräsentiert wurde, ist in eine Krise geraten. So haben die Zugehörigkeit zu einer Zivilisation und die Verwurzelung in eine lokale Gemeinschaft die Rolle, die sie vor der Entstehung der europäischen Nationen hatten, wiedergewonnen. Die eine wie die andere weisen auch eine ethnische Dimension auf.

•

• *III.*

- Am Ursprung des Nationalstaates finden wir nämlich eine Heterogenität ethnischer Gruppen. Die Struktur des Nationalstaates, die zuerst durch den Fürsten, dann durch den absoluten oder repräsentativen Staat vertreten wurde, hat versucht, diese Heterogenität zu überwinden, indem sie eine politisch-administrative und gleichzeitig kulturelle Einheit durchsetzte. In ganz Europa erwächst der Nationalstaat aus einem pluri-ethnischen Substrat, welches sich aus vorrömischen Völkern überwiegend keltischen Ursprungs, aus Nachfahren römischer oder italischer Kolonisten und aus Völkern germanischer oder slawischer Abstammung zusammensetzt, die sich in den Territorien des römischen Reichs oder an dessen Rändern niederließen; und dieses Substrat wird im Folgenden auch neue Elemente integrieren wie die Normannen im Norden und die Magyaren im Osten. Der Nationalstaat ist das Resultat eines Prozesses territorialer Vereinigung, der sich von einem zentralen Gebiet ausgehend über die Aneignung neuer Gebiete und die Aufnahme neuer ethnischer Komponenten vollzieht, parallel zum Untergang der Feudalgesellschaft und der Unterwerfung des Adels unter die neu entstehende Macht der Monarchie. Er ist gleichzeitig das Resultat einer kulturellen Vereinigung, die ihren Ursprung in der Erschaffung einer gemeinsamen Sprache hat, die im Laufe der Jahrhunderte das Lateinische sowohl als juristisch-administratives Verständigungsmittel sowie

auch als die Sprache der Gelehrten ersetzt hat. Dieser Prozess zeigt verschiedene Modalitäten und vollzieht sich zu verschiedenen Zeiten in den einzelnen Ländern; jedenfalls bedeutet er die Einverleibung ethnischer und kultureller Minderheiten, die im Zuge des Verlustes oder der Schmälerung ihrer ursprünglichen Identität eine neue gemeinsame – eben eine nationale – Identität erlangen.

Im Hinblick auf die Nationalstaaten ältester Ausprägung ist England das Produkt der Verschmelzung einer vorrömischen einheimischen Bevölkerung mit römischen Kolonien sowie sächsischen, dänischen und normannischen Elementen, die sich kraft des Handelns der Monarchie vereinigten – einer Monarchie, die ursprünglich nicht nur auf die Insel konzentriert, sondern anglo-französischen Charakter hatte. Analog dazu ist Frankreich das Produkt einer Verschmelzung der gallischen Bevölkerung mit römischen Kolonien und fränkischen Invasoren unter dem Schutz einer Monarchie, die Ausdruck dieser letzten Ankömmlinge war. Aber mit dem Prozess der politischen Vereinigung geht hier die wachsende Vorherrschaft der zentralen nördlichen Regionen über die südlichen einher, die sich auf kultureller Ebene in dem Sieg der Oïlsprache über das Altprovenzalische und seiner Literatur ausdrückt. Auch in Spanien entstand der Nationalstaat kraft eines von Kastilien vorangetriebenen Vereinigungsprozesses sowie im Zuge einer jahrhundertelangen Auseinandersetzung mit dem Islam, die zugleich ein Zusammenprall zwischen Zivilisationen und den entsprechenden Glaubensrichtungen war. Wie in Frankreich, so geht in Spanien die Entstehung des Nationalstaates zu Lasten der okzitanischen Welt, indem sie unter verschiedenen politische Einheiten aufgeteilt ist, die die Anerkennung seiner kulturellen Identität ablehnen.

- Die Nation und die nationale Kultur entspringen also in diesen Ländern aus einem vom Staat vorangetriebenen Angleichungsprozess verschiedener ethnischer Elemente. In anderen Ländern wie Deutschland oder Italien, wo die städtische Kultur mit

ihren autonomen Regierungsformen blühte, entstand der Nationalstaat eher aus einem nationalen Bewusstsein, dessen Grundlage eine vorherbestehende sprachliche Einheit war. Nach der von Friedrich Meinecke vorgeschlagenen Terminologie geht hier die „Kulturnation“ der „Staatsnation“ voran und fördert diese. Und während in Deutschland die Reformation ein Element der kulturellen Angliederung bildet, die sowohl über die religiöse Spaltung, als auch über die Religionskriege hinausgeht, gründet sich die italienische Einheit als ursprünglich kulturelle Einheit auf einer gemeinsamen Sprache, auf der Vorherrschaft eines Dialektes – nämlich des Toskanischen – als Kommunikationsmittel zwischen den gebildeten Schichten der Gesellschaft. Auf dieser Grundlage vollzog sich die politische Vereinigung, von einer geographisch jeweils eher marginalen Region wie Preußen oder dem savoyischen Piemont vorangetrieben. Die Integration der lokalen Kulturen und der ethnischen Gruppen als deren Träger wird durch eine bereits realisierte kulturelle Identität ermöglicht, der Schriftsteller und Philosophen – von Dante bis Machiavelli, von Herder bis Fichte – Ausdruck verleihen.

So fußt der Nationalstaat an der Schwelle zum 20. Jahrhundert in einem Großteil des europäischen Kontinents auf einer kulturellen Homogenität, die der ursprünglichen ethnischen Vielfalt ihren politischen Wert entzieht, ohne sie ganz auszuschalten. Auch innerhalb eines Vielvölkerstaates, wie im Falle der habsburgischen Monarchie, stellt die Kultur eine Einheit dar, die über die sprachlichen Unterschiede hinausgeht, so wie andererseits die Treue zur Monarchie stärker ins Gewicht fällt als die ethnischen Unterschiede. Der Nationalstaat besitzt ein gemeinsames Gedächtnis, das aus Mythen und kollektiven Erfahrungen besteht; er hat eine Sprache, die trotz regionaler Varianten von der gesamten Bevölkerung, oder zumindest von den höheren sozialen Schichten gesprochen wird; er hat eine eigene „zivile Religion“, welche in friedlichem Nebeneinander

oder offenem Wettstreit mit den verschiedenen Glaubensbekenntnissen steht, die sie jedoch integriert oder auf eine politisch sekundäre Rolle beschränkt. Aber die regionalen oder auch kommunalen Unterschiede sind nicht etwa verschwunden; die lokalen Dialekte sind nicht etwa ausgelöscht, die verschiedenen kulturellen Traditionen fügen sich nicht etwa harmonisch zu einem Ganzen zusammen. Um uns auf die Situation in Italien zu beschränken: Die Spaltung zwischen dem in einem Industrialisierungsprozess engagierten Norden und dem auf staatliche Beihilfe angewiesenen landwirtschaftlichen Süden wird auf lange Sicht weiter existieren und immer neue Formen annehmen, und besteht noch heute. Diese Spaltung zeigt sich auch in dem Gegensatz zwischen der positivistischen, auf die Wissenschaft und den technischen Fortschritt orientierten Kultur, die sich überwiegend in den nördlichen Regionen konzentriert und der idealistischen Kultur, deren Hochburgen im Mezzogiorno liegen, zwischen Neapel und Palermo sowie in der stark vom Süden beeinflussten Hauptstadt. Aber der Bezug zur Nation, zum gemeinsamen „Vaterland“, für das zu kämpfen man aufgerufen wurde und für das man stirbt, überdeckt diese Spaltungen zumindest bis 1945. Auch danach ist der Nationalstaat ein Faktor kultureller Integration geblieben. Im Zuge der internen Immigration wandern Millionen von Bauern aus dem Süden in den Norden und werden den Erfordernissen der industriellen Produktion unterworfen, während das Fernsehen das definitive Verschwinden der lokalen Mundarten verursacht und gleichzeitig eine durch die römische Mundart gefärbte *koiné* durchsetzt. Nicht nur in Italien, sondern in ganz Europa übt die „Massenkultur“ einen starken uniformierenden Einfluss aus.

In den letzten Jahrzehnten scheint sich eine umgekehrte Tendenz abzuzeichnen. Der Nationalstaat ist geschwächt, hat seine Ansprüche reduziert und überträgt einen Teil seiner Kompetenzen auf die Institutionen der europäischen Union. Gleichzeitig haben sich die Partikularismen vermehrt. Von Nordirland bis Belgien, das in einen flämischen und einen wallonischen Teil gespalten ist, von Katalonien bis zu den Baskenländern scheint sich der Nationalstaat nicht mehr den

Forderungen der kulturellen Minderheiten erwehren zu können, die teilweise sogar unter Gewaltanwendung geltend gemacht werden. In anderen Teilen Europas sind ethnische Konflikte an der Tagesordnung, vor allem dort, wo die lange türkische Vorherrschaft eine starke islamische Präsenz hinterlassen hat und da, wo der Zerfall des habsburgischen Reiches vielfältig zusammengefügte Staatsstrukturen Platz gemacht hat. Während der Anfang der Moderne durch den Übergang von der Ethnie zum Staat gekennzeichnet war, also durch die Tendenz, eine kulturelle Identität ins Leben zu rufen, die auf einer umfassenderen Grundlage beruhte als die ethnische Identität, zeichnet sich am Ende des 20. Jahrhunderts auch in weiten Teilen des europäischen Kontinents eine Bewegung in die umgekehrte Richtung ab, das heißt eine Rückkehr vom Nationalstaat zu den ethnischen Gemeinschaften. Diese Bewegung wird durch das Eindringen neuer fremder Elemente in die europäische Welt verstärkt, die deren grundlegenden Werte oft ablehnen und manchmal dabei von den Herkunftsländern unterstützt werden. So wird die seit Jahrhunderten vom Nationalstaat gesicherte kulturelle Identität durch ein Netz transnationaler Identitäten oder Sub-Identitäten ersetzt, die sich auf ihre jeweilige Beziehung zur einer zugehörigen Zivilisation oder zur Herkunftsgemeinschaft gründen.

IV.

Die Globalisierung ist also weit davon entfernt, die Ethnizität als Urheberin der Solidarität zwischen den Mitgliedern einer sozialen Gruppe ausgeschaltet zu haben: Im Gegenteil, der gemeinsame Ursprung bleibt (oder ist wieder) eine Bindung, die stärker als die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gesellschaft ist. Der arabische oder afrikanische Einwanderer, der in einem europäischen Land lebt und sogar die Staatsbürgerschaft erworben hat, steht seinem „Bruder“, der im Heimatland geblieben ist oder in einem anderen europäischen Land lebt, sicherlich näher als den Bürgern seines Gastgeberlandes, das ihn angenommen hat und ihm Arbeit gibt. Die alte Treue, die auf einer ethnisch-kulturellen Grundlage beruht, ist sozusagen

stärker als die neue Treue, die durch das formale Erfordernis der Staatsbürgerschaft bestimmt ist; und dies insoweit sie auf der Gemeinsamkeit von Werten, Sitten und meistens auch der Religion beruht. So ist es also natürlich, wenn auch selbstverständlich bedauerlich, dass ein solches Festhalten an der eigenen Kultur bei weiten Teilen der Gastbergesellschaft eine Reaktion der Ablehnung auslöst, die offene rassistische Formen annehmen kann oder richtiger, die den Anspruch auf die Einhaltung der Gesetze und die Befolgung gemeinsamer Regeln erhebt.

Das Prinzip der Ethnizität wirkt noch viel tiefer in den Regionen der Erde, in denen sich der Nationalstaat nicht behaupten konnte oder wo er eine in erst jüngster Zeit eingeführte Erscheinung ist. Der Balkan als traditionelles Gebiet der Auseinandersetzung zwischen habsburgischem und osmanischem Reich ist dafür ein dramatisches Beispiel: Die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg künstlich geschaffenen Staaten konnten weder ein Zusammenleben zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen gewährleisten, noch deren Konflikte kontrollieren. Ebenso hat der Zerfall der Sowjetunion ähnliche Probleme hinterlassen. Die Ethnizität hat sich aber im Prozess der Entkolonialisierung vor allem auch auf anderen Kontinenten als Prinzip politischer Organisation und als Grundlage der kulturellen Identität durchgesetzt. Die Exportierung des Modells des Nationalstaates ist nur in den Fällen gelungen, wo sie mit einer konsistenten europäischen Emigration einherging, wie zum Beispiel auf dem amerikanischen Kontinent oder in Australien – aber auch hier durch Anpassungsformen, so dass die föderativen oder bündischen Formen über eine einheitliche Staatsstruktur vorherrschten. Wo diese Emigration fehlte, konnte dieses Modell nicht festen Fuß fassen. Die afrikanischen Staaten, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden sind, haben sich auf der Grundlage von andersartigen Modellen gebildet als der europäische Nationalstaat; und das ist gut verständlich angesichts der Tatsache, dass die kulturellen und auch die politischen Voraussetzungen fehlten, auf der die Nation beruht. Sie haben zum größten Teil eine ethnische Grundlage; und wenn sie verschiedene Ethnien

umfassen, scheint ihre Existenz durch die Vorherrschaft einer Ethnie über andere oder durch chronische Konflikte gekennzeichnet zu sein, die auf beabsichtigte Massaker hinauslaufen. Das Nebeneinander unterschiedlicher Gemeinschaften auf dem Territorium eines Staates ist weit davon entfernt, das Entstehen einer pluri-ethnischen integrierten Gemeinschaft zu begünstigen.

In diesen Kontext fügt sich ein anderer Faktor ein, der die ethnische Identität fördert und die Konflikte zwischen den ethnisch-kulturellen Gemeinschaften verstärkt, nämlich die Religion. Dies gilt weniger für die Stammesreligionen, als vielmehr für diejenigen, die einen Anspruch auf Universalität erheben – in verschiedener Form und je nach dem verschiedenen Charakter der einzelnen Religionen. Wo der Konflikt zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen noch durch die Differenz im religiösen Glauben erschwert wird, wandelt er sich in einen „heiligen Krieg“ um, in einen Krieg, der nicht auf die Bekehrung, sondern auf die Unterwerfung oder auf die Zerstörung des Ungläubigen abzielt. Der Zusammenprall ist auch nicht weniger erbittert dank der Tatsache, dass die aufeinander treffenden Glaubensbekenntnisse derselben religiösen Familie angehören, zum Beispiel der „abrahamitischen Familie“. Im Gegenteil, gerade der gemeinsame Ursprung verstärkt gewöhnlich den Hass auf den religiösen Feind und damit auch die Heftigkeit des Kampfes. So wie die Kriege zwischen den Katholiken und Protestanten in weit zurückliegender Vergangenheit ganz Europa mit Blut überströmten, so bedroht heute der islamische Fundamentalismus die Möglichkeit eines Zusammenlebens verschiedener Gemeinschaften innerhalb einer staatlichen Struktur oder auch die Beziehungen zwischen den Staaten, indem er die sogenannten Bruchlinienkriege (wie Huntington sie nennt) provoziert – Kriege also, die an den Grenzen zwischen den geographischen Expansionsbereichen der Zivilisationen ausbrechen. Auf dem europäischen Kontinent festigt der gemeinsame islamische Glauben trotz unterschiedlicher Herkunftsländer die Bindungen zwischen den arabischen Gemeinschaften der jüngsten Immigration. Anderswo, vor allem in Asien, stellt die Ausweitung des Islams

eine ständige Gefahr für das Verhältnis zwischen Indien und Pakistan dar, indem sie ihrerseits ganz neue fundamentalistische Formen des Hinduismus hervorruft, die sich auf die „arische“ Vergangenheit und die wedische Kultur berufen, um sich der islamischen Expansion entgegenzustellen. Eine ähnliche Situation besteht an den Grenzen zwischen dem Islam und der chinesischen Zivilisation oder dort, wo seine Verbreitung in Kontakt mit anderen Formen der Missionstätigkeit, z. B. der christlichen, kommt: der Fall von Indonesien ist in dieser Hinsicht besonders bezeichnend.

Die Religion ist ein Element der Verstärkung der ethnischen Identität und damit auch der Verschärfung der ethnischen Konflikte. Wenn man diejenigen der zweiten Hälfte des XX. Jahrhunderts durchgeht, so merkt man sofort, dass ein großer Teil – von Irland bis zum Balkan, vom Nahen Osten bis zu den Grenzen zwischen Indien und Pakistan – gleichzeitig religiöse Konflikte sind. Die Religion kann aber auch ein Auslöser zur Umformung der ethnischen Identität in eine umfassendere Identität sein. Wie Max Weber gezeigt hat, sind die Erlösungsreligionen entstanden, indem sie eine Brüdergemeinschaft an Stelle der Sippengemeinschaft gesetzt haben. Dies bewahrt sich in gewissem Maße auch heute. Man könnte sagen, dass die Religion im Verhältnis zur Ethnizität der funktionelle Ersatz der Nation und des Nationalstaates geworden ist. Sie ist dazu im Stande, verschiedene ethnische Gruppen zu integrieren, wie es schon die modernen Staaten getan hatten; und diese Integrationsfähigkeit verbindet sich mit einem Expansionsdrang, der häufig mit Gewaltanwendung verwirklicht wird. Es gibt jedoch einen wesentlichen Unterschied, den man nicht vergessen darf. Die Nationalstaaten haben sich in ihrem Ursprungsland auf der Grundlage eines gemeinsamen religiösen Glaubens entwickelt; doch seit der Reformation haben sie sich in ihrem Innern so lange religiös ausdifferenziert, bis eine gegenseitige Toleranz zwischen den verschiedenen Glaubensbekenntnissen möglich und rechtskräftig wurde. Der Nationalstaat hat heute keine offizielle Religion mehr und wurde, zumindest im Prinzip, religiös indifferent. Die nationale Kultur selbst hat sich vom religiösen Glauben gelöst oder hat

ihn zu einer Komponente neben anderen gemacht. Die Weltreligionen streben heute danach, eine auf dem gemeinsamen Glauben gegründete Gemeinschaft zu konstruieren, die die politischen Grenzen überschreitet und die danach strebt, mit dem Bereich einer Zivilisation zusammenzufallen. Das Monopol der Kontrolle über die Seelen ersetzt das Monopol der Ausübung legitimer Gewalt innerhalb der Staatsgrenzen. Dafür ist wiederum der Fall des Islams sinnbildlich; er fordert nämlich die Einführung einer Rechtsprechung, die auf einem heiligen Text und ihrer Interpretation beruht; aber auch die katholische Kirche wirkt deutlich in dieselbe Richtung, indem sie versucht, die Gesetzgebung der einzelnen Länder zu beeinflussen. Die Beziehung zwischen Religion und Ethnizität erweist sich damit als ambivalent: die Religion schafft Solidaritätsbände zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen, die sich zu demselben Glauben bekennen, sie schafft sie jedoch im Kampf gegen andersgläubige ethnische Gruppen. Ihr Anspruch auf Universalität bietet eine Deckung, ja eine Legitimierung für den ethnischen Konflikt.

So wie die Modernisierung die traditionellen Bindungen nicht beseitigt hat, so bestehen die auf der Stammesgemeinschaft fußenden Beziehungen in einer globalen Welt weiter und erfahren darüber hinaus eine neue Blütezeit. Mit der Verkürzung der Distanzen, die den Globalisierungsprozess kennzeichnet, geht paradoxerweise die Vergrößerung kultureller Unterschiede einher, die aus der Zugehörigkeit zur jeweiligen Zivilisation entspringen, aber auch solche Unterschiede, die auf eine ethnische Grundlage zurückgehen. Diese beiden Arten des Unterschieds verbinden und verstärken sich gegenseitig, denn die Gemeinsamkeit der kulturellen Werte festigt die ethnische Identität und fördert die Bereitschaft zur Abkapselung von der Außenwelt. Weit davon entfernt, eine planetarische Kultur zu schaffen, geht die Globalisierung mit dem Wiederauftauchen primordialer Solidaritätsformen und mit Konflikten einher, die Elemente der Spaltung und des Aufeinanderprallens innerhalb jeder Zivilisation, aber vor allem zwischen den Zivilisationen werden.

